

Literatur

Das große Mythenwüten

Der Debütroman der Erzählerin Léda Forgó fängt die private Lebenssituation in Ungarn nach dem Aufstand von 1956 literarisch ein – und wirkt doch überanstrengt.

Von Medea bis Marienhof: Antikisierende Tragik und der Gefühlschwulst einer Soapopera stehen im Debütroman der jungen Ungarin Léda Forgó nebeneinander. „Der Körper meines Bruders“ hat beides im Angebot: hier eine dramatische Zwillingsgeburt, da die Modediagnose Babyblues; hier tote Väter und Söhne, da Sex mit dem verhassten Stiefvater. Die Motive stammen aus Geschichten aller Zeit und aller Welt. Der zeitliche und räumliche Rahmen, in dem sie auftauchen, ist jedoch klar abgesteckt: Ungarn 1953 bis 1968.

Léda Forgó wurde 1973 geboren. Sie wuchs in Budapest auf und wanderte mit einundzwanzig Jahren nach Deutschland aus. Doch in ihrem ersten Roman, den sie auf Deutsch verfasst hat, schaut sie – mythologisch gewappnet – zurück auf das nationale Trauma ihrer Heimat: auf das Jahr 1956. Während die russischen Panzer in diesem Schicksalsjahr durch die Budapest-Strassen rollen, bindet sich die Hauptfigur Mo ihre dreijährigen Zwillinge auf den Rücken, ganz so, wie einst Aeneas seinen Vater aus dem brennenden Troja rettete. Aber Mo, die ihre Kinder immer schon als Belastung empfunden hat, fühlt sich leer und lieblos: Sie rettet niemanden.

Auf der Suche nach ihrem Mann läuft Forgós Protagonistin durch den Kügelhagel, und Palkó, der Junge, wird auf ihrem Rücken von Geschossen durchsiebt. Sein Blut sickert heiß über die Schwester Borka, welche nicht versteht. Sie versteht auch nicht, als sie wenig später den von Kummer zermürbten Vater am Dachbalken baumeln sieht. Die Geschichte des Landes hat die Männer der Familie ausgelöscht: ungarisches Schicksal. Die folgenden dreihundert Seiten bestehen aus stilistisch simpler, aber lebensnaher Mutter-Tochter-Prosa.

Der Roman zerfällt so in zwei Teile: Zunächst begegnen wir einer unabharen und unbegreifbaren Medea-Gestalt, die 1956 nicht den Zug in den Westen nimmt, weil sie ihr neues Sofa zurücklassen müsste. Auf was für eine Zukunft sollte sie auch hoffen? Ihr Mann hat sie betrogen, die Mutterschaft hat sie enttäuscht. So stürzt sie alle ins Verderben.

Dann tritt der Wandel ein. Mo bleibt allein die Tochter, und die beiden Be-raubten raufen sich zusammen. Die Figuren schrumpfen von mythischer Größe auf Menschenmaß: Da ist eine Alleinerziehende mit wechselnden Männerfreundschaften, die sich in der Diktatur irgendwie durchschlagen muss. Und da ist Borka, die Tochter, die den toten Bruder und den toten Vater immer mit sich trägt. Sie entwickelt sich zu einem Mädchen, das überall aneckt – im Kindergarten, in der Schule und bei Mos Lieblingslover Endre.

„Wenn Endre bei uns war, verlor Mo ihre Moichkeit. Genosse war nämlich gar nicht sein richtiger Name.“ Endre wird Borkas Nilpferdbecher zertrümmern: die letzte Erinnerung an den Vater. Er schlägt sie, wenn sie mit schlechten Noten nach Hause kommt. Er macht politische Fehler, benutzt Mo als Rettungsring und verschwindet wieder, als es um seine Position besser steht.

Diese recht gewöhnliche Beziehungsgeschichte mit ihren Höhen und Tiefen gründiert Forgó mit der Schilderung der Lebensbedingungen im kommunistischen Ungarn: Druck und Angst sind allgegenwärtig. So besucht Borka etwa heimlich den Religionsunterricht – bis der Priester abgeholt wird. Dann wieder zieht Mo die richtigen Strippen, damit Borka auf das beste Gymnasium kommt. Der Leser erlebt Festtagsreden und Arbeiteraufmärsche aus der Sicht der Heranwachsenden, die zwischen Anpassung, Ablehnung und Widerstand schwankt, Gedichte schreibt, von Jungs phantasiert, aber auch von einer heilen Welt. Und so, wie Borka allmählich ihre Vergangenheit verliert und sich kaum mehr an die Gesichter von Vater und Bruder erinnern kann, verliert der Roman gewissermaßen die seinige. Die mit allzu großer Geste entworfene Urszene von Geburt und Tod kann über den charman-ten Teenager-Tagebuchschnipseln durchaus vergessen werden.

Diese Darstellungsweise ist weit entfernt von derjenigen des ebenfalls 1973 geborenen ungarischen Autors György Dragomán. Diesem gelingt in seinem soeben auf Deutsch veröffentlichten Roman „Der weiße König“ die Darstellung einer geschlossenen Welt des Grauens (in Rumänien); Forgó entscheidet sich dagegen für eine quasiwestliche Öffnung. Ab und an wird die Perspektive des Kindes und der Jugendlichen durchbrochen. Wenn Forgó, selbst dreifache Mutter, ihre Gören-Heldin die typischen und vollkommen unpolitischen Kinder- und Backfischkatastrophen durchstehen lässt, franst die Geschichte oft einfach aus, bleiben lose Fäden unverknüpft. Das Buch gewinnt damit zwar nicht gerade an historisch-politischer Bedeutung, aber durchaus an Leichtigkeit. An solchen Stellen wirkt Forgós Buch wie ein beschwingter Budapest-Roman.

Doch leider konnte es die gelernte Dramatikerin bei dieser zurückgenommenen Dramatik nicht belassen. Am Schluss liegt Borka, von Endre im Rausch geschwängert – man denke an „Die Marquise von O.“ – pressend im gleichen Kreißsaal wie zuvor ihre Mutter: Wir sind vom Marienhof zurück und wieder bei Medea. Borka flüstert sogar die gleichen, urfeministischen Worte wie einst ihre Mutter: „Ich will nicht mehr gebären!“ Und wir wollen nicht mehr lesen. ALEXANDRA KEDVES

Léda Forgó: „Der Körper meines Bruders“. Roman. Atrium Verlag, Zürich 2007. 333 S., geb., 19,90 €.

Frankfurter Allgemeine READING ROOM

Im Forum:

Wie hat Martin Walsers „Ein liebender Mann“ Ihnen gefallen? Ist das Buch als Altersroman, als Liebesgeschichte oder als Dichterporträt am stärksten?

Der Reading Room ist der multimediale Ort im Internet, an dem unsere Leser miteinander und mit Kritikern und Literaturwissenschaftlern über unseren neuen Fortsetzungsroman ins Gespräch kommen können. Unsere Foren finden Sie unter www.faz.net/walsers. F.A.Z.

Neue Sachbücher



Importierte Religion: Mit einem festlichen Akt wurde die evangelische Kirche in Lüderitz 1913 eingeweiht. Nur zwei Jahre später endete die deutsche Kolonialzeit in Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia.

Foto Interfoto

Die Handschrift des Teufels

Die Herrschaftspraktiken, die die Deutschen in ihren Kolonien etablierten, hätten unterschiedlicher nicht sein können. Wie ist das zu erklären? Der Soziologe George Steinmetz sucht nach Antworten.

Das deutsche Kolonialreich war kurzlebig. Es dauerte nur etwas über drei Dekaden und endete im Ersten Weltkrieg. Gegenwärtige Debatten dazu drehen sich vor allem um die Frage, wie stark die koloniale Erfahrung die deutsche Gesellschaft geprägt hat. Der in Ann Arbor lehrende Soziologe George Steinmetz, bekannt geworden durch seine Studien zu Wohlfahrtsstaat und lokaler Politik im Kaiserreich, richtet den Blick wieder stärker auf die Kolonien selbst.

Ausgangspunkt seiner empirisch fundierten und theoretisch ehrgeizigen Studie ist folgende Beobachtung: Die deutsche Kolonialpolitik hatte auf die kolonisierten Gesellschaften tiefgreifende und lang anhaltende Auswirkungen. Gleichwohl etablierten die Deutschen in ihren Besitzungen signifikant unterschiedliche Herrschaftspraktiken. In Südwestafrika führten die deutschen Militärs einen genozidären Vernichtungskrieg gegen die Herero und Nama. Im pazifischen Samoa verfolgte die Administration die Politik einer paternalistischen Verteidigung einheimischer Kultur, oft sogar gegen die Interessen der europäischen Siedler. In Kiautschou changierten die deutschen Verwalter und Militärs zwischen harschem Rassismus und kulturellem Austausch. Wie ist diese Heterogenität zu erklären?

Klassische Deutungsansätze wie der Platz der Kolonie in der globalen Ökonomie, die Wirtschaftsinteressen der Kolo-

nialherren oder Umweltbedingungen helfen, schreibt Steinmetz, nicht weiter. Die „Eingeborenenpolitik“ wurde vielmehr sehr stark von vorkolonialen ethnographischen Repräsentationen geprägt.

Die Deutschen, die in Samoa, Kiautschou und Südwestafrika koloniale Staaten errichteten, trugen klare, von Schriftstellern inspirierte Vorstellungen von den zu kolonisierenden Gesellschaften im Gepäck. „Blaupausen für den Kolonialismus“, schreibt der Autor, „wurden nicht so sehr in den europäischen Außenministerien erstellt, sondern in den Schriften der Wissenschaftler, den Tagebüchern der Reisenden und den Stücken und Erzählungen der Schriftsteller über Schiffbrüche in Ozeanien oder Abenteuer in Afrika.“

Die Korrelationen zwischen frühen Repräsentationen und der kolonialen Praxis waren freilich nicht immer eindeutig. Zwar lässt sich feststellen, dass etwa die Herero, die Opfer deutscher Vernichtungspolitik wurden, bereits in Berichten von Missionaren im neunzehnten Jahrhundert als wild, grausam und feige galten – Argumente, die von deutscher Seite im Kontext des Genozids Anwendung fanden. In den seltensten Fällen jedoch waren „orientalistische“ beziehungsweise ethnographische Diskurse uniform und setzten sich nahtlos bis in die Kolonialzeit fort. Es gab auf deutscher Seite nicht selten diametral entgegengesetzte Vorstellungen von einheimischen Kulturen, was sich in der Heterogenität der „Eingeborenenpolitik“ spiegelte.

Die Vielfältigkeit kolonialer Praktiken führt Steinmetz zu grundsätzlichen Überlegungen zum kolonialen Staat, den er mitnichten als Appendix des metropolitanen europäischen Staates ansieht. Der moderne koloniale Staat ist für ihn ein Gebilde *sui generis*, das durch Fremdherrschaft sowie staatliche Institutionen und Praktiken charakterisiert ist, welche kulturelle Differenz und die fundamentale Unterlegenheit der Kolonisierten betonen. In diesem

Zusammenhang sucht der Autor den kolonialen Staat im Sinne Bourdieus als ein „Feld“ zu konzeptualisieren, in welchem sich koloniale Verwalter untereinander und mit anderen Europäern in der Kolonie in einer kompetitiven Auseinandersetzung befanden.

Welche Rolle die Kolonisierten in diesem Feld spielten, bleibt hingegen unklar. Zu Recht betont Steinmetz, dass es sinnlos ist, nationale Stile des Kolonialismus zu unterscheiden. Vor allem aber habe es im Kolonialismus keinen deutschen Sonderweg gegeben, wie viele ältere Studien suggerierten. Hier läuft er allerdings mit Verve zum Teil bereits geöffnete Türen ein. Dass sich etwa die Vielfalt kolonialer Herrschaftspraxen nicht national sortieren lässt, hat die historische Afrika-Forschung schon lange zeigen können.

Der Titel des Buches verdankt sich den 1953 publizierten Memoiren Paul Rohrbachs, „Um des Teufels Handschrift“. Rohrbach gehört zu den zentralen Figuren in Steinmetz' Studie. Er diente während des Herero-Krieges in der Kolonialverwaltung Südwestafrikas, half einige Jahre später in Kiautschou, eine Schule für chinesische Mädchen zu etablieren, und war ein produktiver Reiseschriftsteller und Kolonialpropagandist. Neben Rohrbach nehmen auch andere deutsche Kolonisierende wie Wilhelm Solf, Richard Wilhelm und Lothar von Trotha einen erstaunlich umfangreichen Platz in der Studie ein. Demgegenüber bleibt die Darstellung der Protagonisten aus den kolonisierten Gesellschaften eigentümlich blass. Insgesamt ist Steinmetz jedoch ein sehr anregendes Buch gelungen, welches die Diskussion um Kolonialismus und den kolonialen Staat um wichtige Einsichten bereichert. ANDREAS ECKERT

George Steinmetz: „The Devil's Handwriting“. Precoloniality and the German Colonial State in Qingdao, Samoa and Southwest Africa. Chicago University Press, Chicago und London 2007. 668 S., br., 33,- \$.

Kritik in Kürze

Wer bin ich?

Madonna führt stolz ihren David aus Malawi vor, Angelina Jolie schleppt ihre drei Adoptivkinder um die Welt. Das Thema Adoption ist in aller Munde. Wie es aber im wirklichen Leben der Tausenden von Jungen und Mädchen aussieht, die in einer fremden Kultur und ohne leibliche Eltern aufwachsen, wird selten thematisiert. „Wenn ich das Album anschau, das Mama und Papa nach meiner Ankunft in Deutschland für mich angelegt haben, dann weiß ich, wie liebevoll sie ihr Baby aus Südkorea empfangen haben“, schreibt Anneli Schinkel in ihrem Buch „Seidentochter“. Sie wächst geborgen auf und spürt dennoch immer eine Leerstelle. Sie will wissen, wer sie ist und wo sie herkommt. Als sie 21 ist, erhält Anneli endlich Antworten auf ihre Fragen. Sie folgt einer Einladung des koreanischen Staates, der dreißig Adoptierten ermöglicht, ihr Geburtsland kennenzulernen. In einer koreanischen Familienshow erzählt Anneli, was sie über die ersten Monate ihres Lebens weiß – und das Unglaubliche geschieht: Ihre leiblichen Eltern erkennen das Kind, das sie jahrelang tot geglaubt haben, wieder. Es kommt zu einer bewegenden ersten Begegnung und zu einer langsamen wie schwierigen Annäherung an die neue Familie, deren Bräute Anneli fremd sind und deren Sprache sie nicht beherrscht. Die Autorin nutzt die spannende Grundkonstellation ihres Lebens zwischen zwei Kulturen und zwei Familien für ein ebenso spannendes Buch. (Anneli Schinkel: „Seidentochter“. Ein Mädchen aus Korea findet seine leiblichen Eltern. Ehrenwirth Verlag, Bergisch Gladbach 2007. 251 S., Abb., geb., 16,95 €.) amue

Der Schnörkel lebt fort

Adolf Loos war ein Wiener Ritter der Moderne. Obwohl man auch sagen kann, dass er unter Wienern ein Engländer war, dem Geiste nach. Beides gehörte zusammen. Nach London vor allem hatten die Wiener Handwerker zu schauen, um am Beispiel natürlicher Zweckmäßigkeit die Fatalität kunstgewerblicher Verführungen einzusehen. Und für deren Auftraggeber in Sachen Wohnungseinrichtung galt das erst recht: Ihnen war gegen gesamt-kunst-sinnige Architekten und ganz allgemein gegen die Drohung angewandter Kunst der Rücken zu stärken. Der entsprechende Appell, veröffentlicht im „Blatt zur Einführung abendländischer Kultur in Österreich“, lautete denn auch: „Fürchtet euch nicht, dass eure Wohnung geschmacklos ausfallen könnte. Über Geschmack lässt sich streiten. Für eure Wohnung habt ihr immer recht.“ Lieber also ehrlich geschmacklos als geschmacklerisch à la Wiener Secession oder Van de Velde. Das ließ natürlich noch genügend Raum für Fehler, auf die der „Wohnungslehrer“ Loos einging. Handelnd habe er Regeln gegeben, rief ihm der Freund Karl Kraus 1933 ins Grab nach, „Symbole des zweckhaft vereinfachten Lebens“ gegen ein Dasein gestellt, „dem außen wie innen die Stube an den Schnörkel verloren war“. Der Schnörkel freilich lebt fort, weil er im Zeichen allgegenwärtigen Designs gar nicht schnörkelig daherkommen muss. Weshalb die vorliegende Auswahl aus Loos' streitbaren Artikeln über Wohnen, Interieurs und Möbel nicht bloß historische Ansichten, sondern auch haltbare Einsichten präsentiert. (Adolf Loos: „Wie man eine Wohnung einrichten soll“. Kategorisches über scheinbar Unverrückbares. Metro Verlag, Wien 2008. 127 S., geb., 14,90 €.) hmay

44 Wirklich nicht vergessen darf ich, dass ich in Ihrem Brief am längsten auf die letzten vier Wörter hingeschaut habe. Sie haben sich ein-ge-brannt in meine Seele. Sie leuchten Tag und Nacht auf, sobald ich auch nur in Ihre Himmelsrichtung denke: Durch Sie bekommt das Wort Himmelsrichtung wieder Klang: Ihre ergebene Freundin Ulrike.

Das könnte ich mir hundertmal hinschreiben und es hundertmal laut lesen und jedes Mal ganz anders. Kommen Sie, prüfen Sie mich, zählen Sie mit, weil Sie doch im Mitzählen unübertrefflich sind. Aber in was denn nicht! Ihre ergebene Freundin Ulrike. Die Leute, die mich ver-lachen, weil ich Sie nicht vergessen kann, wissen nichts von Ihnen. Sie glauben, ich habe wegen eines so jungen Menschen den Verstand verloren. Mehr als eine Iffland-Komödie ist es nicht für sie. Weil sie die Contresse Levetzw nicht kennen! Nicht ihren Reichtum im Antworten! Im Widersprechen! Wenn ich an unsere Gespräche denke, weiß ich, dass ich vorher niemals solche Gespräche erlebt habe. Entweder wurde ich angefochten oder angebetet. Sie, Ulrike, Sie, Sie, Sie sind, was mich betrifft, zur Welt gekommen, dass ich mich in einem zweiten Menschen verlieren konnte und erleben, wie er mich mir glücklicher zurückgab. Und ich soll Sie nie wiedersehen? Das dürfen wir beide nicht glauben. Herr de Ror hin, Herr de Ror her . . . ich schließe, sonst . . . Ach, Ulrike! Könnten Sie mir, bitte, noch das Gegenteil eines meiner Sprüche liefern: Wer nicht verzweifeln könne, müsse nicht leben. Bitte das Gegenteil, Contresse Levetzw. Heißt das: Wer nicht leben müsse, könne verzweifeln? Contresse, ist das so? So weit war ich gestern. Bei der Verzweif-

lung. Und merkte, das muss gestanden werden, dass meine Hände zitterten. Und gezeitert wird nicht, ohne dass der Vornamenlose vier Schauspieler die Hände hochwerfen und zittern lässt. Und aus meinem Mund hörte ich die kleinen kurzen Schreie. Nicht nur meine Hände zitterten, bis in die Schultern zitterte ich, und von den Schultern griff es nach dem Hals, ich hob die Hände, legte sie auf Stadelmanns Schultern, als müsse es ihnen dort besser-gehen. Stadelmann war hereingekommen. Vielleicht waren meine kleinen kurzen Schreie zu groß geraten. Aber ich konnte die Hände dort nicht liegen lassen, fiel Stadelmann um den Hals, sank dem großen Menschen, er ist sicher einseibenundachtzig, an die Brust, ich weinte. Und hoffte, er bemerke es nicht. Er sagte: Exzellenz. Und führte mich in die Kammer und setzte mich dort in den Egloff'schen Lehnstuhl. Ich musste den Schmerz zerrinnen lassen, der mir jetzt von den Schultern in die Arme und in den Armen abwärtszog, bis in die Hände, in die Fingerspitzen. Es war nicht das Fließen einer Flüssigkeit, sondern ein Ziehen von etwas Immaterial-lem, das aber deutlichste Empfindungen, nämlich schmerzliche, im Körperlichen produzierte. Es blieb noch, ich weiß nicht, wie lang, in Armen und Händen eine heiße Schwere. Ich fühl's. Ich schwör's.

Das zuletzt Gesagte bleibt: Ihre ergebene Freundin Ulrike. Und: Ihr unmöglicher Mensch.

So will ich Ottilie denn glauben, liebste Ulrike, und auch so schließen als Dein unmöglicher Mensch. Wie soll ich denn aufhören, an Dich zu schreiben, Liebste, wenn es außer Dir nichts gibt. Und Dich gibt es nicht. Ecco. Aber einen Neuen Bund gibt es jetzt, den Bund der Elegie.

MARTIN WALSER

Ein liebender Mann

Roman
©
Rowohlt Verlag · 2008

Ihm gehören an Ulrike von Levetzw, Wilhelm von Humboldt, Carl Zelter, Johann Wolfgang Goethe.

V

Seit er einmal einen Brief von Ulrike erhalten hatte, wartete er jeden Tag auf einen Brief von ihr. Das durfte noch weniger bemerkt werden als das übrige Geheimgehaltene. Wenn er Stadelmann oder John mit der Post kommen hörte, nahm er sofort ein Blatt und fing an zu schreiben, dass er den mit der Post Eintretenden nicht beachten musste. Allenfalls deutete er mit einer Handbewegung an, wo die Post hingelegt werden sollte. Das Eismeer zwischen den Menschen. Wir wissen zum Glück nichts voneinander. Er sah, als der Brief dann eingetroffen war, sofort das lavendellblaue Kuvert. Er wusste auch, dass er den Brief nicht öffnen sollte. Er wusste, dass sie ihm nicht das schreiben konnte, was allein er lesen wollte. Er wusste aber auch, dass sie immer alles schreiben würde, was überhaupt möglich war. Alles Schönegutglückverheißende, Glückersetzende. Ulrike ging immer weiter, als sie durfte. Sie war voller Liebe. Das war sie doch. Dass sie nicht schreiben konnte: Morgen komm ich und

falle Dir um den Hals und sag Dir etwas Frechböswunderbares ins Ohr! Daran war sie nicht schuld. Also lass, bitte, nichts auf Ulrike kommen! Vergiss nicht: Ihre ergebene Freundin Ulrike. Wenn eine das Maschinenwesen favorisierende junge Frau so etwas schreibt, dann weiß

sie, was sie schreibt. Er hatte sich jeden Tag, wenn er auf den nächsten Brief wartete, vorgestellt, was in einem solchen Brief stehen werde. Er hatte sich vorgenommen, er sei auf alles gefasst. Ein 31. Oktober kommt kein zweites Mal. Das ist einfach nicht des Schicksals Art, einen Schlag zweimal zu senden. Also vor einem zweiten 31. Oktober durfte er sich geschützt fühlen. Und was er seither von Ulrike bekommen hat, war lindernd, heilend. Zumindest von ihr so gemeint. Ihre ergebene Freundin Ulrike.

Obwohl er genau genug wusste, dass man nichts vorher wissen kann und dass die Wirklichkeit immer alles übertreffen

wird, auch das, was man nur ahnen konnte, war er wieder vollkommen überrascht. Das, was da mitgeteilt wurde, war nicht zu ahnen gewesen. Ulrike trägt jetzt einen Schmuck. An goldener Kette einen Smaragd. Einen tiefgrünen Smaragd, der ihre Augen wiederholt und dunkel macht. Ein Geschenk. Aber keins, das nur in der de Ror'schen Redensart ein Geschenk war, sondern wirklich eins. Eins, das sie nicht ablehnen konnte, weil er es ihr nicht für immer geschenkt hatte, sondern zur Probe. Sie soll den Stein tragen oder eben probieren, ihn zu tragen, und wenn er dann wieder einmal durch Straßburg kommt, erkundigt er sich nach ihrer Erfahrung. Dann wird man sehen. Warten wir's ab, dann sehen wir weiter. Was will sie da machen, wenn sie nicht vorsätzlich grob sein will. Und das will sie doch nicht. Das hat er auch gar nicht verdient, der leidenschaftliche Schmuckverbreiter. Er macht wirklich den Eindruck, als sei es ihm peinlich, eine Frau ohne Schmuck anzusehen. Eigentlich müsse in einem Mädchen, spätestens wenn sie zwölf sei, die Lust auf Schmuck erwachen. Aber keine Norm gilt für alle. Allerdings, wenn man auf zwanzig zugeht und die Lust auf Schmuck schläft immer noch, dann sind die Freunde und Nächsten dieser Frau gefordert, diese Abstinenz auf die Probe zu stellen. So wurde geredet. Eine Zeit lang im Beisein der Mutter und des Grafen. Die Mutter hat er, das sei unvergessen, noch extra bezaubert durch sein Mokka-Geschenk. Ja, das sei der echte, reine Mokka-Kaffee, durch seine Verbindungen entwendet direkt aus dem Harem des Paschas von Ägypten, aber noch nicht gemischt und vermischt, sondern Bohne für Bohne ausgelesen. Die Mutter ist, nachdem sie davon getrunken hat, fast in Ohn-

macht gefallen vor Entzücken. Dann erbat sich der Schmuckverbreiter noch eine Solo-Audienz. Die wurde ihm, mehr von der Mutter als von ihr, gewährt. Wahrscheinlich weil er gesagt hatte, wenn eine junge Frau ein so übermäßiges Vorbild habe, wie es ihre Mutter, nicht nur was den Schmuck betreffe, nun einmal sei, dann sei eine Art Verspätung des von der Natur vorgesehenen Wunsches nach Schmuck recht verständlich. Geredet habe der nicht laut, eigentlich auch nicht aufdringlich, eher nachdenklich, aber ohne Pause. Es war zu erleben, er kann nicht anders. Er muss das sagen. Um ihr-zu-will-ten. Er habe sie dabei immer beobachtet angesehen. Oder auch neugierig. Offenbar bereit, etwas zu entdecken. Zum Beispiel die Wirkung seiner von seiner Beobachtung genährten Rede. Also so viel Fürsorge einfach brüsk zurückzuweisen, etwa mit dem auf der Promenade so wunderbar eingeübten Ruf Themenwechsel, das sei leider nicht möglich gewesen. Ihr nicht möglich gewesen. Das müsse sie zugeben. Aber dass sie den Schmuckapostel beleidige, habe der auch nicht verdient. Er sei wirklich eine Freundlichkeitsbegabung und könne einen spüren lassen, dass er es nur gut meine. Da sei jemand doch schon so gut wie eine Frau, und keine Frau in ihren Kreisen zwischen Konstantinopel und London läuft mit nacktem Hals und bloßen Ohren herum. Auf jeden Fall müsse sie, wenn sie demnächst beim Debütantinnen-Ball in Wien auftrete, sich eine Antwort überlegen, da sie hundertmal gefragt werde, warum diese Abstinenz. Und so weiter und so weiter. Ich habe so an Sie gedacht, Exzellenz. Das heißt, ihm zuhörend war ich bei Ihnen.

Fortsetzung folgt